Im Wirkungskreise der Frauen.

Ehegesetze.

Die Erfahrungen aller Zeiten und Völker haben die Ehe, welche nach Gottes Bestimmung auf der völligen Gemeinschaft aller Lebensverhältnisse zwischen Mann und Weib beruhen sollte, als eine rechtlich notwendige Einrichtung erkannt. Sie bildet die wesentlichste Grundlage eines geordneten Familienlebens und dient zur moralischen Veredlung des Menschengeschlechts. Das Eingehen dieser Verbindung zu Zweien setzt zu ihrer Vollgültigkeit eine Menge gewisser Vorbedingungen voraus, deren Nichtbeachtung zu großen Nachteilen und selbst Gefahren für die Beteiligten führen kann. In persönlicher Hinsicht sind die Ehegatten zu gegenseitiger Liebe und Treue verpflichtet, und die Frau hat unbedingten Anspruch auf den Namen, Rang und Schutz ihres Mannes. Er muß ihr als seiner gleichberechtigten Genossin den Lebensunterhalt gewähren, dafür soll sie in Freud' und Leid zu ihm stehen, seine Kinder gut und vernünftig erziehen und der Besorgung des Hauswesens gewissenhaft obliegen.

Die Familie bedeutet in ihren Beziehungen zum Staat und der Welt ein wichtiges Element zur Weiterentwicklung des geistigen und sittlichen Lebens, und in der stark sympathischen Hinneigung der einzelnen Glieder zueinander erhält die Liebe erst ihren wahren Sinn und ihre Weihe. Letztere ist im großen Ganzen Gefühlssache und, weil sie in ihren Erwartungen und Forderungen meist zu weit geht, von Enttäuschungen und Leiden aller Art begleitet, die vornehmlich im ehelichen Bunde ein fruchtbares Feld finden. Denn die Haupttriebfeder dieser höchsten menschlichen Empfindung ist und bleibt, wenn auch oft unbewußt, doch immer das sehnliche und wieder so natürliche Verlangen nach dem eigenen Glück und Wohlergehen. Daher müssen die einzelnen Rechte und Pflichten jedes Teils einer Familie in das richtige Verhältnis zueinander gebracht werden, weil sich hierauf allein ein friedliches und harmonisches Zusammenleben und Wirken aufbauen läßt. — Wer einen Hausstand errichten will, übernimmt damit, zumal unter heutigen Umständen, eine große Verantwortung. Und ob er die Gründung dieses eigenen Herdes, der vielleicht nur in einem blinden Glückstaumel vorgenommen wurde, später auch noch so bitter bereuen möge — er muß, sofern seine Geistes- und Körperkräfte dazu fähig sind, die ihm daraus erwachsenden Pflichten getreulich und bis ins Kleinste erfüllen! Von dieser schweren, aber herrlichen Aufgabe entbindet ihn kein Gesetz der Welt, und wird er ihr nicht freiwillig gerecht, so sollte es auf dem Zwangswege geschehen. Diesem bedeutungsvollen Gedanken verlieh vor wenigen Tagen ein hervorragender New Yorker Rechtsgelehrter, der bei der jüngsten Präsidentenwahl zum Distriktsanwalt avancierte, in einer öffentlichen Ansprache beredten Ausdruck. Vom Standpunkt des bürgerlichen Rechtes spricht sich genannter Herr besonders abfällig gegen jene ehevergessenen Ehemänner aus, die Frau und Kinder im Stich lassen, ohne sich weiter um sie zu kümmern, und energisch tritt er für eine rücksichtslose gerichtliche Verfolgung der Gewissenlosen ein. Ferner weist Herr L. auf die Tatsache hin, daß solche treulosen Wichte mit ihrem Verschwinden nicht nur den Ihrigen bitterschwere Tage bereiten, sondern auch dem Staat, welcher jährlich Hunderttausende für obdachlose und darbende Familien aufzubringen habe, eine ungeheure Last aufbürdeten. Während der letzten Jahre seien die dafür verausgabten Summen zu Millionen angewachsen, und im Verlaufe des vorigen Jahres habe sich der Betrag allein auf rund $700,000 gestellt. Nun soll auf Antrag eines zweiten weisen Stadtvaters ein Desertions-Bureau eröffnet werden, welches das Wohlthätigkeits-Departement den Zurückbleibenden solcher Ehegesponsten zur Verfügung stellen will. Man erwartet, daß schon binnen dieser Frist die Erträgnisse des neuen Unternehmens größer als seine Ausgaben sein werden und daß es dann zu einer ständigen Einrichtung erhoben wird. Gleichzeitig richten die beiden Herren an alle derart betrogenen Frauen das dringende Ersuchen, den zuständigen Gerichten dadurch zu helfen, daß sie die Ausreißer schleunigst anzeigen und womöglich bei der Aufspürung ihres Aufenthaltsortes nach Kräften mitzutun.

Diese Vorschläge — denn nur um solche handelt sich's vorläufig — zum Schutz der Verlassenen finde ich vollauf gerechtfertigt, und der weitverbreitete Unfug des Durchbrennens verheirateter Männer muß einmal exemplarisch bestraft werden. Kann ein Mann aus besonders triftigen Ursachen absolut nicht bei seiner Ehefrau bleiben, so lasse er die Seinigen wenigstens in geregelten Verhältnissen zurück und sorge weiter für ihre Bedürfnisse.

Das böswillige, eigenmächtige und grundlose Verlassen eines Gatten ist entschieden eine verbrecherische Handlung, die keine Schonung verdient und nach einer Reihe von Jahren als Scheidungsgrund rechtskräftig anerkannt wird. Dagegen kann die bloße Veränderung des Aufenthaltsorts des Mannes niemals als solche gelten, da die Frau verpflichtet ist, ihm zu folgen. So darf sie auch, wenn er, um sich dem Strafrichter oder drängenden Gläubigern zu entziehen, nach unbekannten Regionen entwichen, ihr aber von dort Nachricht gab und sie zu ihm zu kommen gebeten, nicht schon deshalb auf Scheidung klagen. Verläßt sie ihn aber, so kann er den richterlichen Befehl zur Rückkehr gegen sie erwirken und im Falle der Nichtbefolgung die Trennung der Ehe verlangen. Keine Gatte wird gesetzlich gezwungen, zum andern zurückzukehren, doch hat der abwesende Mann, wenn die Frau darauf besteht, seiner Alimentationspflicht zu genügen. Dieser Umstand treibt manchen ehelichen Sünder wieder in die Arme der Seinen, und mit gemischten Gefühlen setzt man ihn aufs Neue in seine Hausvaterrechte ein. Eine weltkluge und ehrenhafte Frau wird schon um ihrer Kinder willen keine Unversöhnlichkeit walten lassen, zumal wenn der Uebeltäter sich gebessert hat. Und wer weiß denn, wer ihn zu diesen Eskapaden verleitete? Sie sind ihm hoffentlich zu einer guten Lehre geworden und haben ihn erkennen lassen, daß es in den eigenen vier Wänden immer am schönsten ist.

Hundemütterchen.

Sieben kleine „Wau-Wau-Wau",
Seht doch die Bescherung!
Brauchen eine Hundefrau
Zur Pflege und Belehrung.

„Molly", „Dolly", „Dina", „Schack",
„Minka", „Putz" und „Steffen"!
Ruft bei Namen man das Pack,
Fängt es an zu kläffen!

Ach, man hat schon seine Not
Mit den Teufelsbraten!
Doch man liebt und knutscht sie tot
Je mehr sie — — ungeraten!

Agnetens Sonntag.

Eine Großstadtskizze von **Georg Busse-Palma.**

Agnete Torfer sah schwermütig durch die Scheiben. Grade an den Sonntagen, die doch junge, abhängige Mädchen gewöhnlich freudig stimmen, wurde sie stets traurig. In der Woche vergaß sie über ihrer Arbeit die Einsamkeit, in der sie lebte; in der Mußezeit aber bedrückte sie ihr die Brust. Sie war noch, kein Jahr in der großen Stadt. Gleich nach dem Tode ihrer Mutter, einer Beamtenwitwe in keinem Provinzort, hatte sie die schwere Reise angetreten, um sich künftig selber ihr Brot zu verdienen. Jetzt arbeitete sie Perlstickereien für ein vornehmes Geschäftshaus. Ihr Zimmerchen hatte nur ein Fenster. Das ging auf eine kleine, aber lebhafte Straße hinaus. Durch die Scheiben sah sie zahllose Menschen, die mit Festtagsfreude in den Augen, sonntäglich geputzt, am Fenster vorübergingen. Manchmal hielten sich zwei oder drei Mädchen eingehakt und sperrten mit ihren weißen Fähnchen breit und übermütig den Bürgersteig. Kamen ihnen junge Männer entgegen, gab es oft ein lachendes Geplänkel, und manches verliebte Scherzwort wurde laut. Es geschah auch nicht selten, daß einer oder der andere, ob er die Mädchen auch vorher gar nicht gekannt hatte, sich einfach anschloß und mit den lustigen Dingern gemeinsam in das Grüne hinauszog. Anderen wieder sah man die Einsamkeit an. Mit suchenden Augen sahen sie in alle Fenster und unter alle Hüte.

Auch in Agnetes Fenster sahen sie. Besonders ein großer, vielleicht dreißigjähriger Herr mit weichem blonden Schnurrbart, der auch in der Woche öfters vorüberkam. Alles das rührte an Agnetens heimlicher Sehnsucht. Sie war nicht sehr heißblütig, aber sie war immer so allein, daß ihr ganzes Herz nach einem Freunde verlangte. Wie konnte sie den aber finden? Für die untren Kreise, die sich leicht anschließen, war sie feelisch zu fein und empfindlich, und die oberen Stände sah sie nur von weitem. Sie gehörte zu den armen Menschen, die es zu Tausenden in der Großstadt gibt, die eine quälende Sehnsucht gemeinsam haben, und die sich gegenseitig das Leben verschönern könnten, wenn — sie sich kennen lernten! Aber sie lernen sich selten kennen und werden verbittert und vor der Zeit welk und alt. Oft genug ging Agnete auch an den Sonntagen nicht aus dem Zimmer. Heut sah die Sonne aber doch zu verlockend durch die Scheiben, und sie entschloß sich, ein Stündchen spazieren zu gehen. Langsam kleidete sie sich um. Sie hatte eine hohe, schlanke Gestalt, ein etwas schmales, blasses Gesicht mit schönen dunkeln Augen und kastanienbraunem Haar. Das weiße Kleid stand ihr vortrefflich, und als sie sich die Korallenkette um den Hals gehängt hatte, mußte sie sich vor dem Spiegel selbst gestehen, daß sie ein ganz hübsches Mädchen wäre. Freilich: was nützte ihr das? Sie hatte niemanden, der sich darum kümmerte!—

Den dünngerollten Schirm in der einen Hand, das schwarzlederne Täschchen in der anderen, schlenderte sie ziellos durch die Straßen. Die sonnige Fröhlichkeit von Menschen und Himmel ringsherum stimmten sie heiterer. Unschlüssig über den weiteren Weg blieb sie an einer Straßenecke stehen. Da sah sie den Herrn, der so oft nach ihrem Fenster aufsah, daherkommen. Ein leiser Kitzel überlief sie: wenn der die Gelegenheit benutzte und sie ansprächte! Bei ihrer strengen, bürgerlichen Denkungsart stieg aber gleichzeitig ein peinliches Gefühl in ihr auf. Sie hätte sich gefreut, wenn er ihr in einer Gesellschaft vorgestellt worden wäre, aber so auf der Straße... nein, das wollte sie lieber nicht! Sie raffte den Rock und ging auf die andere Seite des Bürgersteiges hinüber und bog in die Kaiserallee mit ihren prächtigen Villen und Gärten ab.

„Neugierig bin ich doch, ob er nachkommt," dachte sie dabei. Und plötzlich fühlte sie mit dem Instinkt des Weibes, daß er hinter ihr herging. Agnete hätte keine Evastochter sein müssen, wenn ihr das nicht geschmeichelt hätte. Sie raffte ihre schlanke Gestalt noch straffer auf und ging federnder. Er folgte nur langsam, so daß immer ein Zwischenraum zwischen ihnen blieb. Nachdem sie so eine geraume Strecke gegangen und schon bis nach Friedenau gekommen waren, schielte sie, anscheinend in das Schaufenster eines Hutgeschäftes sehend, einmal zurück. Ihre Blicke trafen sich. Er zuckte und sah scheu, als ob er sich schämte, zur Seite.

„Der ist noch schüchterner als ich," dachte das junge Mädchen. „Freilich: woher weiß er denn, ob ich ihn nicht schmählich abfallen ließe, wenn er mutiger wäre? Es ist doch traurig, daß Menschen, die sich gefallen, sich ohne Verletzung der Sitte nicht selbst bekannt machen dürfen!" Und stärker als je fühlte sie den Wind der Einsamkeit, der nirgends so stark bläst als in der Großstadt. Der Tag könnte heute so freundlich werden, wenn sie sich zusammenfänden! Sogar in einem Konzertgarten könnte sie ohne Aufsehen mit ihm gehen! Und sie hatte doch wirklich Sehnsucht, wieder einmal unter rauschenden, grünen Bäumen Musik zu hören! Ein Grauen überlief sie, als sie dann an die vielen Abende dachte, an denen sie müde und mit heißgelaufenen Füßen nach Hause gekommen war, ohne das geringste erlebt, ohne die geringste Freude gehabt zu haben. Solle das heute wieder ebenso werden?

Sie kam an einem Bilderladen vorbei, der hinter einem kleinen, vergitterten Vorgärtchen lag, blieb stehen und sah sich die Auslagen an. Ihr Herz klopfte. Bequemer konnte sie es ihm nicht machen. Wenn er jetzt nicht käme, würden sie sich fremd bleiben!

Während sie sich die Gemälde betrachtete, hörte sie, wie sein Schritt zögernder wurde. Er räusperte sich. Endlich aber ermannte er sich und trat neben sie. Erst guckten sie beide, anscheinend ganz in Kunst vertieft, das große Mittelbild an, das in starken Farben eine alte Burg darstellte. Schließlich wandte er Agnete den Kopf zu und sprach sie an: „Ist das Bild nicht herrlich, Fräulein? Es ist die Feste Koburg, und in der Nähe bin ich zu Haus."

„Ja, es ist sehr schön!" antwortete Agnete. Sie wurde rot dabei. Jetzt, wo er sie wirklich angesprochen hatte, wurde ihr doch ein bißchen unheimlich. Eine kleine, drückende Verlegenheitspause entstand. Agnete stocherte mit ihrem Schirm im Kies und er zupfte an seinen Schnurrbartenden.

„Bei mir zu Haus sieht es anders aus," führte sie dann leise das Gespräch weiter. „Ich stamm' aus der Heide. Da gibt es diese Bergwälder nicht, aber schön ist es da auch."

„Es ist die Heimat!" antwortete der blonde Herr seufzend. „In Berlin bin ich noch nicht warm geworden. Wie ein verlaufener Hund irrt man hier durch die Steinwüste. Sagen Sie, Fräulein, haben Sie ein bestimmtes Ziel? Oder gehen Sie auch nur spazieren? Und — dürfte ich mich Ihnen vielleicht anschließen? Wir kennen uns doch schon länger. Wenn auch nur von Fenster und Straße her."

Ueber Agnetens Lippen flog ein Lächeln. Die Bekanntschaft „vom Fenster her" amüsierte sie und sein Ton war so schüchtern und stockend gewesen, wie sie es einem Mann mit so großem Schnurrbart nie zugetraut hätte. Es rührte sie ordentlich. Sie dachte sich, daß er ein guter Mensch sein müsse, und das Gefühl der Fremdheit wich von ihr. Sie nickte ihm also ganz freundlich zu. „Wenn Sie so gerne mögen, Herr — —"

„Hans Schmidt heiß' ich," stellte er sich vor. „Techniker von Beruf. Vorläufig bei der Firma Hilmar und Meyenburg." — „Und ich heiße Agnete," sagte sie. Seite an Seite schlenderten sie dann die Allee weiter hinauf. Er erzählte von seiner Heimat, und auch das Mädchen ging immer mehr aus sich heraus. „Berlin ist ja ganz schön," plauderte sie, „und ich finde hier auch mein Brot. Aber zu Haus, da kannte man jeden, und hier ist es fürchterlich, wie fremd alle Menschen nebeneinander hergehen. Wollen Sie mir glauben, daß ich hier noch nie mit einem Herrn, wenn es nicht gerade geschäftlich war, gesprochen habe? Und Freundinnen habe ich auch nicht."

Hans Schmidt nickte lebhaft. „Genau wie ich. Ach, Fräulein Agnete, ich freu' mich doch so, daß ich mit Ihnen bekannt wurde! Wie wäre es, wenn wir in einen Garten gingen und dort ein Glas Bier tränken?" — Agnete war gleich dabei, und bald saßen sie unter einem alten Kastanienbaum, nicht weit vom Musikpavillon, und das Mädchen trank Kaffee, und er billiges, helles Bier. Immer heiterer und vertrauter wurden sie. Als es dunkelte, wurden die bunten Lampions entzündet, die überall in den Aesten hingen. Wie aus einer Märchenwelt, wie Augen von Fabelwesen, sahen sie auf die trinkenden Gäste, und weich und schmeichelnd zog die Musik durch das leise mitrauschende Laub und durch die warme, schöne Abendluft. Es war eine Stimmung zum Weichwerden, und die beiden wurden einsilbig und sahen sinnend und verträumt vor sich hin. Doch fühlten sie sich dabei innerlich näher als vorher.

„Soll es heute das einzige Mal gewesen sein, daß wir zusammen waren?" fragte Hans Schmidt leise, als Agnete zum Aufbruch drängte. „Oder treffen wir uns wieder, Agnete? Ich fürchte, daß die große Einsamkeit sonst wieder über uns kommen wird."

„Wenn Sie nächsten Sonntag nichts vorhaben... Es ist doch kein Unrecht dabei —"

Auf dem Heimweg, den sie zu Fuß zurücklegten, gab es keine Küsse und Zärtlichkeiten, aber er faßte ihre Hand und behielt sie die ganze Strecke über in seiner. Wie zwei Kinder gingen sie durch die auch am Abend lauten Straßen und freuten sich ihrer Zusammengehörigkeit, ohne ein Wort darüber zu verlieren.

In ihrem Zimmerchen aber reckte Agnete die Arme und trank am offenen Fenster sich noch einmal die Lungen ganz voll mit der warmen Nachtluft. „Nächsten Sonntag!" flüsterte sie vor sich hin. Es war ihr zumute, als wenn der heutige Tag etwas Großes und Wundervolles gebracht hätte, und ihre ganze Seele zitterte vor Dankbarkeit. — Und es war doch nichts geschehen, als daß zwei Fremdlinge Freunde geworden und aus dem eisigen Zugwind getreten waren, den die Vereinsamung durch die Herzen der Großstädter bläst.

Damenschuhe ohne Leder

sind schon einmal dagewesen. Infolge der Nachahmung der klassischen griechischen Tracht. Anfang des vorigen Jahrhunderts waren bei den Damen ganz flache Stoffschuhe mit Kreuzbändern üblich, die fast Sandalen gleichkamen. Engländerinnen benützten Pattens, Holzunterfätze mit Eisen beschlagen, um die feinen Stoffschuhe vor Straßenschmutz zu hüten. Durch diese Schuhe, so schrieb eine in England lebende Deutsche, werden die spazierengehenden Damen einige Zoll von der Erde erhoben. Die Schuhe bleiben folglich rein und die Füße trocken, allein das Machwerk ist so wenig für einen feinen Frauenfuß berechnet und die Trägerinnen dieser Pattens klappern so unangenehm auf den Trottoirs, daß man immer ein Pferd hinter sich erwartet. Aus praktischen Gründen kamen damals in England auch Lederschuhe auf, die sich später erst in Deutschland bei den Frauen einbürgerten und in den vierziger Jahren zu hohen Stiefeln führten, von einer Form, die wir heute wieder schätzen.

Püppchens Spiegelbild.

Wenn uns're Kleine am Morgen erwacht,
Zuerst einen Blick in den Spiegel sie macht,
Wie sie's von den Großen sieht, tut sie's genau.
Uns're Kleine wird mal eine richtige Frau.

Jüngst hat sie ein neues Püppchen bekommen
Und nachts gleich zu sich ins Bettchen genommen,
Das mußt' mit ihr schlafen und ihren Erwachen
Gleich ihr einen Blick in das Spiegelchen machen.

Doch während die Kleine vergnüglich lacht,
Wenn sie einen Blick in den Spiegel macht,
Hat das Püppchen das gleiche Gesicht behalten,
Die kalten Augen, die bankgemalten.

Das hat uns're Kleine erst sehr verdrossen,
Fast hätte sie Tränen darüber vergossen.
Bis ihre Gedanken das Richtige trafen:
„Wahrscheinlich hat das Püppchen zu schlecht geschlafen!"

Die Eitelkeit der Kinder.

Ueber die Eitelkeit der Kinder hat sich eine sehr erfahrene Frau folgendermaßen geäußert:

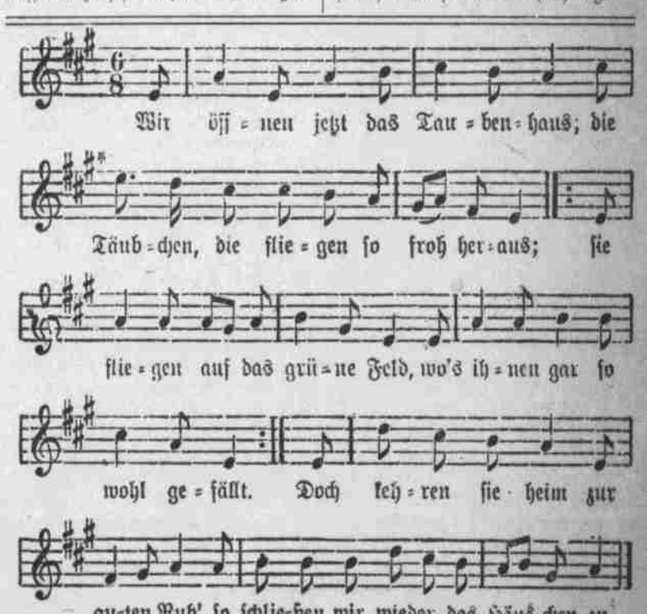
„Jeder Mensch ist eitel, der eine mehr als der andere; eine gänzliche Ausrottung der Eitelkeit ist unmöglich, denn sie ist in der Natur der menschlichen Seele begründet. Indem die Erzieher die Eitelkeit in ihren sittlichen Pfleglinger bekämpfen wollen, sind sie selbst nicht von dieser Erbsünde frei und es wäre oft erst zu untersuchen, bei wem, dem Kinde oder der Mutter, sie am festesten säße und wo sie beim Kinde einer Bekämpfung bedürfe. Die verzeihlichste und für die Erziehung unschädlichste Eitelkeit der Mutter ist diejenige auf ihr Kind, denn diese erwächst aus der Liebe; wo sie aber diese Eitelkeit in äußerlichen Kundgebungen und sinnlicher Befriedigung zu verwirklichen trachtet, wo sie ihr Kind selbst bis zur Lächerlichkeit bewundert, es durch Kleidung und Ausschmückung vor den Augen der Welt auszeichnet, wo sie durch Lob, Anerkennung und Schmeichelei, die ihrem Kinde zu Teil werden, sich selbst freudig in ihrer Eitelkeit gehoben fühlt und selbst jede kleine Fertigkeit oder Leistung des Kindes in übertriebener Weise hervorhebt, da kann man gewiß sein, daß die Mutter ihre eigene Eitelkeit auch auf das Kind überträgt und dasselbe sich selbst über alles Maß hinaus werthschätzen lernt. Es liegt in jedem Menschengemüthe ein „inneres Behagen an sich selbst" und seinen wirklichen oder eingebildeten Vorzügen und dieses Selbstbehagen wächst leicht zur Eitelkeit auf, auch wo es von außen nicht gereizt und gepflegt wurde: die normale Erziehung hat aber die Aufgabe, diesen innewohnenden Zug des eitlen Selbstgefühles nicht zu tilgen, sondern, da er einer der Hebel des gesammten Gemüths- und Geisteszustandes ist, für sittliche Zwecke dienstbar zu machen. Besonders ist es das weibliche Geschlecht, in welchem die Eitelkeit stark hervortritt und zu ebensoviel Gutem als Bösem antreiben kann. Man verlangt sogar, daß ein Mädchen eitel sei, aber man will verständiger Weise nichts anderes damit sagen, als daß es gegen seine äußere Erscheinung, die Kultur, Sauberkeit und Accuratesse seines Körpers und Anzuges nicht gleichgültig und nachlässig sein, daß es den Wunsch haben solle, zu gefallen. Alles dieses wird aber nicht der Fall sein, wenn das Mädchen nicht Interesse an sich selbst nimmt, nicht eitel auf sich ist. Diese unschädliche Eitelkeit soll die Mutter sogar in ihrer Tochter bis zu einer wohlbedachten Grenze rege machen. Reizen wir doch zu einem gleich guten Zwecke bei dem trägen, nachlässigen Schüler, dem mit Unarten behafteten Kinde die Eitelkeit, damit sie als Besserungsmittel des Selbstgefühles dem Lobe oder Tadel zu Hilfe komme.

Soll aber die wohlthätige Eitelkeit ein wirklicher Sporn der Seele zu sittlichen Zwecken bleiben, so handle man darin äußerst vorsichtig und mäßig, sonst wächst dieser Seelenzug zu einer Untugend auf, die alle anderen sittlichen Anlagen schwächt und verzerrt; man verschaffe dem Kinde frühzeitig einen richtigen, unterscheidenden Begriff über den Werth äußerlicher und innerer Vorzüge, lehre ihm die eigene Werthschätzung nach inneren Eigenschaften und sittlichen Zwecken äußerer Dinge abmessen, zeige ihm, namentlich dem kleinen Mädchen, daß seine äußerliche Ausschmückung und seine Freude daran nur dann Werth und Berechtigung haben, wenn Sauberkeit und Ordnung darin das Wohlgefallen erregen, daß die äußere Ausputzung weniger gefällt, als ein freies, schuldlos offenes Auge, heiteres Gemüth, Fleiß, Sittsamkeit, Anmuth und Liebenswürdigkeit in Gefühl und Benehmen; man lehre ihm, die hinfälligen Dinge des äußeren Gefallens von den dauernden zu unterscheiden, man nehme Gelegenheit in Beispielen zu schildern, wie bald äußere Vorzüge und gefällige Eigenschaften schwinden und erbleichen, während die sittliche Schönheit als die wahre Ursache des Werthes und Wohlgefallens durch das ganze Leben vorhalte. —

Noch müssen wir vor Anerziehung derjenigen Eitelkeit warnen, welche sich in Bescheidenheit kleidet, um durch Widerspruch die Anerkennung herauszufordern, und wo der eitle Ehrgeiz im Stillen sich gewaltig beleidigt fühlt, wenn Andere diese Bescheidenheit nicht als Selbstverleugnung erkennen wollen. Diese Eitelkeit ist selbstüberschätzender Ehrgeiz, mit sittlicher Schwäche verbunden. Eine richtige Geistes- und Herzensbildung wird diese eitle Bescheidenheit nicht aufkommen lassen. Noch eine andere Eitelkeit giebt es, welche nicht aus Uebermaß von Selbstgefühl, sondern aus Mangel daran, bei Armuth des Geistes und Herzens entspringt, nämlich die Sucht, dadurch mehr gelten und angesehener erscheinen zu wollen, daß man den Umgang und die Freundschaft höher gestellter oder reicher, glänzender Personen sucht und darum buhlt. Das Beispiel der Eltern wirkt hier allemal auf das Kind zurück und solche Eltern können überhaupt nicht erziehen. Aber auch selbst in Familien, wo sonst die Erziehung ernste und vollständige Zwecke verfolgt, giebt es zuweilen einzelne Personen, in denen sich die sittliche Schwäche vorfindet, auf dergleichen nichtige Aeußerlichkeiten mit dem eitlen Hange nach Theilhaben am Abglanze der Herrlichkeiten Anderer hinzutreiben und darin die eigene Verirrung des Selbstgefühles zu befriedigen. Solche Menschen gewinnen weder Inhalt und Charakter, noch Seelenfrieden und Glück. —

Findet die Mutter bei einem ihrer Kinder die beklagenswerthe Neigung, sich in glänzenden Aeußerlichkeiten zu befriedigen und Ehre und Selbstgefühl daran zu stärken, so lasse sie diesen Hang nicht fortwachsen, zeige ihm das Lächerliche und Nichtige desselben, unterrichte es über die Werthlosigkeit äußerlicher Scheinehre und verwende ihre Sorgfalt auf eine immer noch mangelnde Geistes- und Herzensbildung und Selbstachtung. Sie muß das Kind zu überzeugen suchen, daß nicht die gesellschaftliche Stellung den Menschen hebt oder erniedrigt, sondern nur die würdige Art, wie er dieselbe, mag sie hoch oder niedrig sein, ausfüllt; daß jede nützliche oder schöne Arbeit, mag sie sein, welche sie wolle, ehrenhaft sei; daß jedes Glänzen mit erborgtem Scheine, jedes Ausschmücken mit fremden Flittern und Federn, jedes Eindrängen in höhere Lebens- und Standeskreise, jedes Streben, den Anschein eines vornehmen Umganges oder Reichthumes zu erkünsteln, thöricht, lächerlich, gemein, unwürdig sei und sich jedes Mal bitterlich selbst bestrafe. Das mache die Mutter durch eigenes elterliches Beispiel, Vorstellung und Erzählung ihrem Kinde bewußt und fest.

Während sie die Tochter auch in der Entbehrung der körperlichen Schönheit und einer glänzenderen äußeren Stellung im Leben zufrieden und sittlich glücklich zu machen bemüht sein muß, hat sie den Knaben vor jener falschen Scham zu bewahren, welche oft fremden unerlaubten Anreizungen und Aufforderungen nicht das abweisende Wort zu entgegnen wagt, und dem Bewußtsein von Recht und Pflicht untreu wird, aus eitler Scham, sonst geneckt, belacht oder für knabenhaft gehalten zu werden, und um aus Eitelkeit den Beifall der Versucher zu erhalten und sich ihnen in Alter und Freiheit gleichzustellen. An dieser Klippe scheitert die kindliche Sitte der meisten reiferen Knaben. Mit dem Scheine des Bösen will ihre Eitelkeit vor den bösen Genossen glänzen und Beifall finden. Dieser Eitelkeit entgegen zu wirken ist heilige Erziehungsaufgabe und geschieht nur durch die Erweckung der sittlichen Kraft und Selbstachtung."



Fr. Fröbel.

Für unsere Kleinen.

Die Kinder bilden einen Kreis, in dessen Mitte mehrere Kinder als Täubchen hocken. Sie spielen mit den Händen, stecken die Köpfe zusammen usw. Der Kreis steht ganz dicht mit geschlossenen Armen um sie herum. Während das folgende Liedchen gesungen wird, schreiten die im Kreise Stehenden rückwärts und erweitern so den Kreis. Die Täubchen erheben sich und flattern zum Kreise hinaus, indem sie mit den Armen die Bewegung des Fliegens machen. Die Worte „Sie fliegen auf das grüne Feld, wo' ihnen gar so wohl gefällt" werden solange wiederholt, bis die Kinder einige Male zum Kreise heraus- und wieder hineingeflogen sind. Wenn die letzten beiden Zeilen gesungen werden, verengert sich der Kreis wieder nach und nach, indem die Kinder auf die in der Mitte hockenden „Täubchen" zuschreiten.